

erschienen in: Simanowski, Roberto/
Schmidt, Thomas/ Turk, Horst (Hg.):
Europa – ein Salon? Beiträge zur
Internationalität des literarischen
Salons, Göttingen: Wallstein 1999
(SFB-Reihe B: Europäische
Literaturen und internationale
Prozesse 6), pp. 282-304

1 Gadamer, Hans-Georg: Wahrheit
und Methode. Grundzüge einer philo-
sophischen Hermeneutik. Tübingen:
Mohr 1960, p. 32.

2 Lotman, Jurij Michailovic: Die
Struktur literarischer Texte. Übers. v.
Rolf-Dietrich Keil. München: Fink
1972, pp. 329-340, hier: p. 333.

3 Ibid., p. 336.

4 Ibid.

5 Ibid., p. 338.

6 Ibid. p. 342.

7 Ibid., p. 339.

8 Ibid., p. 334.

9 Auerbach, Erich: La Cour et la Ville.
In: Ders.: Vier Untersuchungen zur
Geschichte der französischen Bil-
dung. Bern: Francke 1951, pp. 12-50.

10 Demetz, Peter: Formen des
Realismus: Theodor Fontane.
Kritische Untersuchungen. München:
Hanser 1964, p. 123; zum Roman der
guten Gesellschaft bei Fontane mit
Hinweisen auf die englische Tradition
vgl. ibid., pp. 115-153.

11 Cf. Auerbach 1951, p. 37f.

12 Zur begriffsgeschichtlichen
Absicherung cf. Turk, Horst: Nationa-
lisierte Internationalität. Erkundun-
gen an den deutschsprachigen
Literature. In: Frank, Armin Paul/
Eßmann, Helga (Hg.): On the Interna-
tionality of National Literatures in ei-
ther America. Göttingen: Wallstein
1999, dort auch die einschlägigen
Texte der neueren Nationalismus-
forschung, insbesondere: Anderson,
Benedict: Die Erfindung der Nation.
Karriere eines folgenreichen Kon-
zepts. Frankfurt/M.: Campus-Verlag
1996, p. 18 ff. zur religiösen und
dynastischen Form pränationaler
Vergemeinschaftung.

13 Zur Forschungslücke in diesem
Punkt cf. Seibert, Peter: Der literari-
sche Salon – ein Forschungsüber-
blick. In: Internationales Archiv für

Wenn wir uns der Typologie und Geschichte des literarischen Salons zuwenden, dann kommt damit zugleich auch eine Gestalt der Internationalität in den Blick, die man, ohne allzu gravierende Einwände befürchten zu müssen, als Internationalität ohne Nationen, Relation ohne Relata, als vorerst noch unabgesättigte Relation, einstufen könnte. Gerade der Salon – genauer: die Salongeselligkeit – war ein Ort, an dem sich der Absättigungsprozeß abspielte. Der Ort löste sich im Zuge der Absättigung auf bzw. trat seine Funktion an andere Einrichtungen ab. Die Art von Internationalität konnte indessen bis zu einem bestimmten Grad wiedererstehen. Sie bot als »gesellschaftliche Idealbildung«¹ eine gewisse Leitorientierung, als es in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts darum ging, die katastrophalen Folgen der nationalen Absättigung zu meistern. Mithin dürfte die Salongeschichte ein in mehrfacher Hinsicht ergiebiges Sujet der Internationalitätsforschung sein.

Dies ist jedoch erst die eine Seite der Sache. In Diotimas Salon soll ein Stück literarisierter Salongeschichte, der Salon in der Literatur, der Salon als literarisches Sujet verhandelt werden. Als Dokument der Salongeschichte – genauer: der Salongeschichte in ihrer letzten Phase vor der reaktivierenden »Idealbildung« – bietet sich Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften* aus mehreren Gründen an. Der geringste möchte sein, daß dieser Text zwar unablässig, jedoch meines Wissens nie als Salonroman interpretiert wurde. Der gravierendste wäre, daß er m.E. dies in einem überaus prägnanten Sinn ist. Um das Gemeinte zu verdeutlichen und damit zugleich den heuristischen Wert für die Geschichte der Internationalität wie für die Salongeschichte zu umreißen, gehe ich von dem Element der Grenzüberschreitung im Sujetbegriff Jurij Lotmans aus. Nach diesem Begriff würden wir dann von einem Salonroman sprechen können, wenn sich der Roman nicht nur in einem diesbezüglichen Milieu oder Ambiente bewegt, sondern dabei zugleich auch eine betreffende Struktur, eine Ordnung oder ein »Kulturschema«² über sich selbst hinausgeführt wird, in diesem nicht-trivialen Sinn etwas geschieht. »Das Ereignis«, heißt es in der Struktur literarischer Texte bei Lotman, »wird gedacht als etwas, das geschehen ist, obwohl es auch nicht hätte zu geschehen brauchen.«³ »Was geschieht«, ist die »Verletzung irgendeines Verbotes«,⁴ ein Verstoß gegen die »sujetlose Struktur«⁵ bzw. die Überschreitung eines zugrundegelegten »semantischen Feld[es]«⁶ Lotman hebt dabei insbesondere auf die »revolutionäre«⁷ Energie der Sujethaltigkeit ab: »Die Bewegung des Sujets, das Ereignis, ist die Überwindung jener Verbots Grenzen [...].«⁸

Auf unser Vorhaben, den *Mann ohne Eigenschaften* als Salonroman zu interpretieren, angewendet, wäre zunächst zu fragen, was die Regeln oder die Konventionen sind, bzw. welcher Art überhaupt das besagte Kulturschema, insbesondere im Verhältnis zu anderen, möglicherweise angrenzenden Kulturschemata gewesen ist, von denen der Impuls zur Grenzüberschreitung hätte ausgehen können. Im Spannungsfeld von *la cour et la ville*⁹ angesiedelt, Nachklang des entmachteten Feudalismus und Vorklang des aufsteigenden Bürgertums, war der Salon eine Einrichtung der »guten Gesellschaft«¹⁰ des *Ancien régime*, wie der »fürstliche Absolutismus«, wenn auch in latenter Opposition zu ihm,¹¹ auf die vornationale Internationalität verpflichtet.¹² Er florierte, solange es den Hof und die gute Gesellschaft, genauer: die internationalen Höfe und die internationale gute Gesellschaft gab, d.h. in Europa bis 1914/18. Der Salon war international¹³ wie die Gelehrtenrepublik oder die *res publica litteraria*¹⁴ und wie sie ein Faktor im vornationalen literarischen Feld,¹⁵ jedoch ein Kontakt- und Kommunikationsmedium eigener Art, eine »Form der kulturellen Vergesellschaftung«¹⁶ über die politischen szientifischen und konfessionellen Grenzziehungen der säkularen Staaten und in den säkularen Staaten hinweg, dabei ein hochformalisiertes Gegenspiel zu Nation und Staat.¹⁷ Zweckfrei nach dem Programm, offen für verschiedenste politische und literarische Strömungen, autonom als »Hofhaltung« einer Dame,¹⁸ kollidierte er unter wechselnden politischen Bedingungen wiederholt mit der offiziellen Doktrin. Man denkt in der Salongeschichte sogleich an das Hôtel Rambouillet, Mme de Scudéry oder Mme de Stael, in der Sujetgeschichte des Salons etwa an Fontanes *Jenny Treibel* und den *Schach* oder eben an Musils *Mann ohne Eigenschaften*, der geradezu den Versuch unternimmt, die Persistenz des Salons soziologisch auf eine Formel zu bringen, nämlich als Allianz von »Besitz und Bildung«¹⁹ im Schutz der Staatsmacht, mit Konfliktpotentialen zwischen Staat und Gesellschaft, jedoch solidarisch in der Frontstellung gegenüber dem »Volk«.²⁰

Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Sonderheft 3 (1993). Forschungsreferate. 2. Folge, pp. 159-220, hier: p. 205; einen Vorgesmack bietet die Arbeit von Kaltenhaler, Albert: Die Pariser Salons als europäische Kulturzentren unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Besucher während der Zeit von 1815-1848. Diss. Nürnberg 1960; cf. im Überblick von der Heyden-Rynsch, Verena: Europäische Salons. München: Artemis&Winkler 1992; zu einzelnen Salonnières Quennell, Peter: Affairs of the Mind. The Salon in Europe and America. From the 18th to the 20th Century. Washington: New Republic Books 1980; zur Repräsentanz der Juden Hertz, Deborah: Jewish High Society in Old Regime Berlin. New Haven, London: Yale UP 1988.

14 Seibert, Peter: Der literarische Salon. Literatur und Gesellschaft zwischen Aufklärung und Vormärz. Stuttgart, Weimar: Metzler 1993.

15 Bourdieu, Pierre: Das literarische Feld. In: Pinto, Ouis/ Schultheis, Franz (Hg.): Streifzüge durch das literarische Feld. Konstanz: UVK 1997, pp. 33-147.

16 Albrecht, Clemens: Zivilisation und Geselligkeit. Bürgerliche Kultur in Frankreich. München: Fink 1995, p. 65.

17 Ibid.

18 Wilhelmy, Petra: Der Berliner Salon im 19. Jahrhundert (1780-1914). Berlin, New York: de Gruyter 1989, p. 25.

19 Musil, Robert: Der Mann ohne Eigenschaften. Sonderausgabe in 2 Teilbänden. Hg. v. Adolf Frisé. Reinbek: Rowohlt 1978; im folgenden Seitenzahlen in Klammern im Text, hier: I 87, 98 ff. part.; cf. p. 7, 11, 19 part.

20 Cf. Auergbach 1951, p. 32, 37 u. 48.

21 Zu den Anteilen am Gesamtroman cf. Arntzen, Helmut: Robert Musil und die Parallelaktionen. In: Text und Kritik 21/22 (1968), pp. 3-11.

22 Dies zumindest eine plausible Explikation der berühmt berüchtigten »Zweckmäßigkeit ohne Zweck«. Kant, Immanuel: Kritik der Urtheilskraft. Akademie-Ausgabe Bd. V. Berlin: Reimer 1913, p. 170 ff.

23 Wilhelmy 1989, p. 25.

24 Arntzen, Helmut: Satirischer Stil. Zur Satire Robert Musils im »Mann ohne Eigenschaften«. Bonn: Bouvier 1960, pp. 120-188; cf. auch Honold, Alexander: Die Stadt und der Krieg.

Die Beobachtung läßt sich indessen noch präzisieren. Im *Schach* und im *Mann ohne Eigenschaften* liegen unterschiedliche Verstöße gegen das Kulturschema vor. Verstieß man in Diotimas Salon nicht gegen den Grundsatz der Zweckfreiheit? Daß die »Parallelaktion« (I 87)²¹ von Graf Leinsdorf als Salongeschehen angelegt wurde, Se. Erlaucht überzeugt war, die »Verbindung zwischen den ewigen Wahrheiten und den Geschäften« in ihrer modernen Unhandlichkeit nirgendwo sonst gefunden werden könne als »in der vertieften bürgerlichen Bildung«: und dem »entsprach in seiner Zusammensetzung Diotimas Salon« (I 99), mochte noch hingehen. Nahm man den Begriff der Zweckfreiheit genau, dann waren vaterländische, geistige, wirtschaftliche und persönliche Zwecke keineswegs auszuschließen; nur der Salon als Ganzes durfte nicht einem Zweck unterworfen sein, mußte vielmehr zweckmäßig für die Verfolgung verschiedener Zwecke, nämlich: ohne selbst einen Zweck zu verfolgen,²² sein. Gerade in diesem Punkt verstieß nun aber die Leinsdorfsche Aktion gegen das Reglement. Der Salon wurde für einen politischen Zweck, die Vorbereitung des siebzigjährigen Regierungsjubiläums Franz Joseph I., eingesetzt, die Habitués wurden unter diesem Gesichtspunkt ausgewählt, die Zusammenkünfte glichen bald mehr den Sitzungen eines »Konzils« statt der »freien ungezwungenen Geselligkeit«;²³ das Salongeschehen konnte zu einem stellvertretenden Geschehen für das politische, ökonomische und moralische Geschehen im historischen Referenzrahmen werden,²⁴ weil in dieser Weise gegen das Reglement des »sujetlosen Geschehens« verstoßen wurde. Der Impuls zum Verstoß ging im übrigen von der Seite der Macht resp. der Politik, wenn auch in einer eher inoffiziellen Weise, aus.

Wesentlich anders lagen die Dinge im *Schach*. Dort versuchten zwei Fraktionen der *guten Gesellschaft*, vertreten durch von Bülow und Prinz Ferdinand von Preußen auf der einen, die friderizianischen Militärs des Regiments Gensdarmes auf der anderen Seite, die Politik des Hofes zu beeinflussen, sich der öffentlichen Meinung zu bemächtigen. Der Salon war, wie bei Musil, ein historisch ausgewiesener Rahmen, um den Konflikt mit dem Hof in Erscheinung treten zu lassen. Ganz anders als etwa das Sanatorium bei Thomas Mann, das, mit weit geringerer historischer Signifikanz, in einer vergleichbaren Situation auf der Stufe des Milieus verharrte. Obwohl dies im *Schach* nicht so war, schlägt die *Bewegung* bei Fontane eine restaurative, nur über viele Vermittlungsstufen auch progressiv deutbare Richtung ein. Der *Schach* wurde in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts, nach der Reichsgründung 70/71 geschrieben. Fontane verwendete eine Affaire des Majors von Schach mit einer bekannten Salonnière²⁵, Henriette Crayen – hugenottischer Abstammung und Angehörige der französischen Kolonie – aus dem Jahr 1815, datierte sie dann aber auf das Frühjahr 1806, der Vorabend der preußischen Niederlage²⁶, und setzte sich so in den Vorteil, nicht nur die Abfassungszeit 1882 in der erzählten Zeit 1806, sondern auch beide in die Zeit der Begebenheit 1815 sowie über sie in der Zeit der Entstehung des Sujets 1572 spiegeln zu können. Die Tendenz dieser Rückspiegelung war nun nicht etwa antifranzösisch, sondern in der professionellen Handhabung der Konflikte durch die nicht geborene, wohl aber angeheiratete, die erworbene Zugehörigkeit allerdings deklarierende Salonnière des Romans, Josephine von Carayon, im Kontrast zum Dilettantismus des Hofes wie Schachs, geradezu idealtypisch an dem Verhaltensstandard des zugrundegelegten Kulturschemas orientiert.²⁷ Gegen den Hof, einschließlich der Königin Luise²⁸, aber auch gegen die Militärs, darunter vor allem Schach, wird von Fontane 1882 das französische Vorbild des supranationalen *Ancien régime* zur Geltung gebracht, gewissermaßen nach der Devise, wenn schon das *Ancien régime*, dann professionell das *Ancien régime* und dies einschließlich der Frontstellung sowohl gegen den Bonapartismus wie auch gegen die Revolution.²⁹ Die Bewegung des »sujethaltigen Textes« zielte mithin nicht auf eine »Überwindung«, sondern auf eine Wiederherstellung der Integrität und Funktionsfähigkeit des Kulturschemas. Obwohl der semantische Rahmen (nach Lotman der »sujetlose [...] Text«) durch die Verwicklung ebenso wie durch das Ereignis überschritten wurde (nach Lotman durch den »sujethaltige[n] Text« negiert wurde³⁰), bestand die Strategie oder *ratio* der Erzählung darin, das Kulturschema des höfischen Verhaltens über die hugenottische Abstammung der Carayons auf die Norm des 17. Jahrhunderts zurückzubeziehen und daran zu messen. Fontane nutzte den Salon als Sujet im Sinne der Lotmanschen Regelüberschreitung, jedoch nach der Art der historischen Erzählung bzw. des historischen Romans.³¹

Von welcher Seite aus wäre dann aber ein Vorstoß im Sinne Lotmans zu gewärtigen? Vergleicht man z.B. den *Schach*, dann zeigt sich, daß die Zielrichtung der besagten Energie oder Bewegung

Raum- und Zeitkonstruktion in Robert Musils Roman »Der Mann ohne Eigenschaften«. München: Fink 1995 (Musil-Studien 25).

25 Zu Henriette von Crayen im Rahmen der Geschichte der Berliner Salons cf. Wilhelmy 1989, pp. 118-120, als Fontanes Vorbild für Josephine von Carayon *ibid.*, p. 486, Berend und Eduard: Die historische Grundlage von Theodor Fontanes Erzählung »Schach von Wuthenow«. In: Deutsche Rundschau 200 (1924), pp. 168-182, sowie Ders.: Zur Entstehungsgeschichte von Theodor Fontanes »Schach von Wuthenow«. In: Willibald-Alexis-Bund. Jahrbuch 1928, pp. 46-50.

26 Müller-Seidel, Walter: Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland. Stuttgart: Metzler 1975, p. 132 ff., eröffnet seine Interpretation mit einer detaillierten Analyse der Datenmanipulation; cf. dazu auch Turk, Horst: Jahrhundertwende bei Fontane. Perennierender Klassizismus und europäische Perspektivierung am Beispiel des »Schach von Wuthenow«. In: Runa 20 (1993), pp. 81-94.

27 Anders Manthey, Jürgen: Die zwei Geschichten in einer. Über eine andere Lesart der Erzählung »Schach von Wuthenow«. In: Text und Kritik. Sonderband Theodor Fontane. Hg. v. Heinz Ludwig Arnold. München 1989, pp. 117-130, hier: p. 118.

28 Cf. dazu das Kapitel über Königin Luise von Preußen und Novalis in: Wülfing, Wulf/ Bruns, Karin/ Parr, Rolf: Historische Mythologie der Deutschen 1798-1918. München: Fink 1991, pp. 59-111.

29 Pointiert einerseits im Ahnenvergleich Josephines mit dem Schach sowie andererseits in Victoires Verständnis von Souveränität.

30 Lotman 1972, p. 338: »Der сюжетhaltige Text wird auf der Basis des сюжетlosen errichtet als dessen Negation.«

31 Zur idealtypischen Gestaltung der Salonkonversation cf. Turk 1993.

32 Fontane, Theodor: Schach von Wuthenow. Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes. In: Ders.: Werke, Briefe und Schriften. Hg. v. Walter Keitel u. Helmuth Nürnberger, München: Hanser 1970, Abt. 1, Bd. 1, p. 621 u. 623; cf. Mann ohne Eigenschaften, I 232 u. 590.

33 Musil sah sich bewußt in Konkurrenz zu Thomas Mann. Zu einzelnen Punkten cf. Corino, Karl: Robert Musil – Thomas Mann. Ein Dialog. Pfullingen: Neske 1971, p. 23ff.; Ders.: Musils Diotima: Modelle

keineswegs zukunftsorientiert oder »revolutionär« sein mußte, sondern sie konnte auch vergangenheitsorientiert im Sinn einer kritischen Rückübersetzung des Kulturschemas ins Paradigmatische, konkurrierend mit anderen, weniger überzeugenden Rückübersetzungen sein, ohne daß der Text das Merkmal der Sujethaltigkeit verlor. Mit dem *Mann ohne Eigenschaften* teilt der *Schach von Wuthenow* die Eigenart, auf ein Ereignis, nicht auf eine Handlung hin angelegt zu sein. »Es muß etwas geschehen«,³² heißt es beinahe gleichlautend im *Mann ohne Eigenschaften* wie im *Schach*, im *Mann ohne Eigenschaften* noch zusätzlich im Kontrast zum sujetlosen »Seinesgleichen geschieht« (I 81) mit Bezug auf die dennoch zustandekommende Grenzüberschreitung: *Ein großes Ereignis ist im Entstehen, aber man hat es nicht gemerkt* (I 1022). Im *Schach* liegen die Dinge auf der Ebene des Faktischen durchaus ähnlich, nur daß das Ereignis im historischen Referenzrahmen ohne pragmatische Verknüpfung mit dem Geschehen in der Erzählung eintritt, im *Mann ohne Eigenschaften* hingegen mit einer solchen Verknüpfung, so daß das Ereignis im Text bei Musil trotz aller Unintendiertheit als »großes«, geradezu historisches, figuriert kann, bei Fontane hingegen ein kleines, in seiner Art bloß »symptomatisches«, ist, nicht auf der Ebene des Geschehens, sondern auf der Ebene der Bewertung für den Referenzrahmen einsteht.

Wäre dann also der *Mann ohne Eigenschaften*, signifikant für eine spätere Phase der Geschichte der Internationalität und der Salongeschichte, ein Salonroman in der vollen Bedeutung des Lotmanschen Sujets? Um den Unterschied zwischen Sujet und Milieu, nicht nur zwischen Sujet und Sujet, deutlich zu machen, müßten wir den *Mann ohne Eigenschaften* mit einem anderen Beispiel, etwa Thomas Manns *Zauberberg*, vergleichen.³³ Beide, der *Zauberberg* wie der *Mann ohne Eigenschaften*, wurden als Endzeitromane, als Abgesänge auf das Europa des 18. und 19. Jahrhunderts konzipiert: der *Zauberberg* als »Zeitroman in doppeltem Sinn: einmal historisch, indem er das innere Bild einer Epoche, der europäischen Vorkriegszeit, zu entwerfen versucht, dann aber, weil die reine Zeit selbst sein Gegenstand ist«³⁴, der *Mann ohne Eigenschaften* als Reflexionsroman angelegt: »Es ist leider in der schönen Literatur nichts so schwer wie einen denkenden Menschen wiederzugeben« (I 111). Das Zeitbild wurde von Thomas Mann in einem allegorischen Milieu, als Krankheitsbild im Sanatorium entfaltet; die reine Zeit selbst wurde im Erleben des Protagonisten gegenständlich, mit der bekannten Pointe im Schneekapitel, daß »der Mensch [...] um der Güte und Liebe willen dem Tod keine Herrschaft einräumen« solle »über seine Gedanken«³⁵; im übrigen aber, eher noch strikter als *Schach*, durch die Welt des Sanatoriums von den Ereignissen oder dem Ereignis separiert. Nun hatte sich auch Musils Protagonist im *Mann ohne Eigenschaften* »ein Jahr Urlaub von seinem Leben« (I 47) genommen, allerdings weniger in dem defaitistischen Bewußtsein, daß es auf ihn nicht mehr ankomme als in dem wachsenden Bewußtsein, daß alles auf diesen Augenblick ankomme. Musil bezieht seinen Protagonisten über die Graf Leinsdorfsche Formel von »Besitz und Bildung« in die Bewegung des Sujets und zwar auf der Seite seiner treibenden und zugleich widerstrebenden Kräfte ein. Daß diese Kräfte das moderne Europa schufen wie sie es schufen sowie v.a. wann, wie und warum sie aufhörten, es zu schaffen, das wird bei Thomas Mann im Rahmen eines allegorischen Milieus erlebt, von Musil, wie bei Fontane, im Medium eines signifikanten Sujets zur Darstellung gebracht. Eben deshalb eignet sich der Musilsche Roman als Dokument für eine sozialgeschichtliche Analyse des Sujets. Im Unterschied zum *Schach*, bezogen auf das Stichjahr 1806, aber auch zum *Zauberberg*, bezogen auf das Stichjahr 1914, gewinnt Musil der Vergangenheit kein Korrektiv in der Form eines Ur-, Vor- oder Gegenbildes ab. Die Strategie oder *ratio* ist nicht die einer Rückübersetzung ins Erinnerbare aus der Mitgegenwart, sondern die einer Vorausübersetzung ins Erwartbare aus der Mitgegenwart.³⁶ Sie vollzieht die Bewegung einer Selbstauflösung des Sujets, von der sie ein Teil ist, »denkend« mit und richtet dabei die Hauptaufmerksamkeit darauf, die Mitursächlichkeit einer Rückübersetzung in der Fiktion aufzudecken.

Mit welchem Recht ließ sich aber fingieren, daß Besitz und Bildung im Schutz der Macht die Salonwirklichkeit nicht nur a) im 18./19. Jahrhundert bildeten und, b) im ausgehenden 19. Jahrhundert durch ihre beiderseitige Spezialisierung und Entschränkung sprengten, sondern c) auch in ihrer konstitutiven gesamtgesellschaftlichen Funktion im 20. Jahrhundert »versagten«? in Leinsdorfs Worten: »[...] Besitz und Bildung haben uns da eben gründlich im Stich gelassen« (597). Zwei weitere Bezugstexte, die zugleich auch ein Licht speziell auf die deutsche Salongeschichte werfen, mögen weiterhelfen. Ich meine Christa Wolfs *Kein Ort. Nirgends* und nochmals



einer Figur. In: *Literatur und Kritik* 15 (1980). H. 149-150, pp. 588-598, zu Musils Vorbildern; cf. dazu auch Howald, Stefan: *Ästhetizismus und ästhetische Ideologiekritik. Untersuchungen zum Romanwerk Robert Musils*. München: Fink 1984 (Musil-Studien 9) sowie Müller, Götz: *Ideologiekritik und Metasprache in Robert Musils Roman »Der Mann ohne Eigenschaften«*, München, Salzburg: Fink 1972 (Musil-Studien 2); vgl. auch Kann, Irene: *Schuld und Zeit. Literarische Handlung in theologischer Sicht*. Paderborn et al.: Schöningh 1992, jedoch nie unter dem Aspekt von *Sujet* und *Milieu*.

34 Mann, Thomas: *Einführung in den Zauberberg für Studenten der Universität Princeton*, als Vorwort in: Ders.: *Der Zauberberg*. Frankfurt/M.: S. Fischer 1950, pp. XIII-XXIX, hier: p. XXIII.

35 *Ibid.*, p. 433.

36 Cf. auch die These im Essay Robert Musils *Die Nation als Ideal und als Wirklichkeit* in: Ders.: *Prosa und Stücke. Kleine Prosa, Aphorismen. Autobiographisches. Essays und Reden. Kritik*. Hg. v. Adolf Frisé. Reinbek: Rowohlt 1978, pp. 1059-1075, hier: p. 1071f.

37 Cf. Albrecht 1995 im *Mme de Stael*-Kapitel, p. 226ff., hier: p. 232: »Deutschland: ein Land ohne Gesellschaft?«

38 Cf. *Mann ohne Eigenschaften*, I 108 u. 190f. zu Rathenau; cf. auch Wilkins, Eithne: *Gestalten und ihre Namen im Werk Robert Musils*. In: *Text und Kritik* 21/22 (1968), pp. 48-58, für Rathenau p. 49; ebenso gravierend wie die Rathenauanspielungen sind die Anspielungen auf Thomas Mann und Goethe: p. 191, 433; ein eindrucksvolles Portrait in dieser Hinsicht zeichnet Canetti, der selbst ein Opfer der Musilschen Empfindlichkeiten wurde. Canetti, Elias: *Das Augenspiel. Lebensgeschichte 1931-1937*. In: Ders.: *Werke*. Bd. 8. München, Wien: Hanser 1994, pp. 157-164.

Fontane, jetzt aber *Frau Jenny Treibel*. In *Kein Ort. Nirgends* haben wir zwar keinen zeitgenössischen Salon, wohl aber eine romantische Geselligkeit Schleiermacherschen Typs – anknüpfend an *Mme de Stael* könnte man von einem »Kreis« sprechen³⁷ –, als korrigierende Rückphantasie aus ungeselliger, sozialistischer Zeit, allerdings historisierend vor uns und das heißt, fast ohne Verklärung, vielmehr in scharfer Pointierung der intellektuellen Bösartigkeit. Gleichwohl spielt die Dissoziation von Besitz und Bildung, spielt überhaupt der Besitz noch keine Rolle. Auch der Griff nach der Macht – in den Worten Arnheims: es gehe darum, »Ideen in Machtosphären zu tragen« (I 109) oder: »Die Wirtschaft kommt zur Macht, und was fangen wir mit der Macht an, fragt man sich manchmal!« (II 647) – stand um 1800 noch nicht auf dem Programm. Beides begegnet erst in Texten aus der Zeit des literarischen Realismus, etwa als *Mesalliance* von Studienratsmilieu und Industriellenmilieu, jeweils mit eigenen Formen der Geselligkeit, dem gelehrten Zirkel und dem Salon, Treibel selbst stand im Begriff, sich als Kandidat für die Wahlen aufstellen zu lassen. An diese Entwicklung knüpft Musil mit *Diotimas Salon* an, allerdings in einer charakteristischen, zeittypischen Verschiebung: An die Stelle des bildungsbürgerlichen Gelehrtenmilieus in mehr oder minder nationaler Gebundenheit läßt er die internationale technische Intelligenz, vertreten durch Ulrich, treten –: »im Forscher, [...] im Kaufmann, im Organisator, im Sportsmann, im Techniker« sei dieser »exakte« Menschentyp schon da (247), auch wenn er sich noch an den staatlichen Grenzziehungen stoße und sich auf der Grundlage gewisser Geistesverfassungen auch oftmals noch selbst im Weg stehe (*ibid.*). An die Stelle des älteren Steckbriefs des *bourgeois* *Parvenu*, ungebildet aber volkswirtschaftlich orientiert in seinen Unternehmungen, ist der gebildete, international situierte *selfmademan* zweiter Generation, Konzernherr und »Großschriftsteller« (II 428ff.), verkörpert durch Arnheim, getreten. Er betreibt die Fusion von »Geschäft« und »Seele« (II 380), schwärmt für den »Barockzauber alter österreichischer Kultur« (I 107), erwärmt sich für »eine von leichter Korpulenz bekleidete Antike« (I 109) und versteht es gleichwohl, sein Geschäft mit dem Pazifismus zu machen. Musil orientiert sich bei der Wahl seiner Vorbilder an Walter Rathenau, aber auch an Thomas Mann und über Thomas Mann an Goethe.³⁸ Der neue Typ des *bourgeois* *Parvenu* steht nicht mehr im Widerspruch zum Gebildeten, sondern ist selbst gebildet, und er betreibt das Geschäft international »im Großen«.

An dieser Stelle drängen sich drei Fragen auf: Arnheim ist Jude, für Preußen und Österreich wird ein internationales Verhältnis in Anschlag gebracht. Wie hielt es Musil als Österreicher mit dem Nationalismus und wie als Deutscher mit der österreichischen Kultur? Daß der Repräsentant »des »eisernen Deutschland«« (I 96), wie Sektionschef Tuzzi sich ausdrückte, jüdischer Abstammung war, spielt die geringere Rolle im Vergleich zu seiner preußischen Staatsangehörigkeit, innerhalb derer er noch nicht ganz so einflußreich »bei Hof« wie die »Krupps«, jedoch als Anwärter auf eine »Reichsministerschaft« (*ibid.*) einzuschätzen war. Der Roman spiegelt den Antisemitismus wie die »Verschwörungstheorie« wieder. Ebenso heikel war jedoch die deutsch-österreichische »internationale« Beziehung. Sie berührt, gewissermaßen auf einem Seitenpfad, den allgemeinen Aspekt unseres Themas. Wir können, als Historiker, kaum von dem Nationenverständnis des 18. Jahrhunderts ausgehen (das war Programm), sondern müssen, wie Musil, die Realität der im 19. Jahrhundert entstandenen Staaten zugrundelegen: teils republikanisch, teils konstitutionell; teils homogen, teils inhomogen; teils solidarisch, teils konkurrierend. Anders als so würde sich die Katastrophe von 1914, aber auch der Rückblick auf sie aus den zwanziger und dreißiger Jahren nicht erklären lassen. Europa hatte sich nach dem Prinzip der Volkssouveränität und der nationalen Selbstbestimmung diversifiziert; was jedoch nicht bedeutete, daß auf diese Weise lauter reine Nationen oder auch nur Nationen gleichen Typs entstanden wären. Es gab Nationen mit und ohne überseeische Imperien, Nationen mit und ohne vergleichbare binneneuropäische Altlasten, Nationen mit dauerhaft, schon seit dem Absolutismus stillgestellten Konflikten ihrer Bildung, Nationen mit altbewährter Multiethnizität und -lingualität und solche, denen der Austrag von ethnischen und sprachlichen Konflikten noch bevorstand, Nationen mit konfessioneller Homogenität und solche, auf deren Boden sich ein Kulturkampf inszenieren ließ, schließlich eine Vielzahl noch nicht »erwacher« bzw. unterdrückter oder geteilter Nationen sowie – aus dem Wechsel vom mittelalterlichen Reich zum modernen Staatensystem hervorgegangen – der Fall einer dreifach internationalisierten »Nation«: Schweiz, Österreich und Preußen-Deutschland. Neben dem historischen Wandel im Bereich von »Besitz und Bildung« waren Probleme im Bereich der ins Stocken gekommenen Nationalstaatsbildung zu berücksichtigen. Unmittelbar zur Sprache gebracht im Rahmen der Parallelaktion als Gegenstand der Leinsdorfschen »Realpolitik« (I 347) aber auch der »Idealpolitik« *Diotimas*, sowie



39 Anderson 1996, p. 72ff; Musils Ansicht findet sich in: Musil, Robert: Der Anschluß an Deutschland. In: Ders.: Prosa 1978, pp. 1033-1042, hier: p. 1035f.

40 Musil 1978, p. 1040.

41 Ibid., p. 1037f.

42 Ibid., p. 1040.

43 Ibid., p. 1038.

44 Musil, Robert: Die Nation als Ideal und als Wirklichkeit. In: Ders.: Prosa 1978, pp. 1059-1075, hier: p. 1067.

45 Ibid.

46 Musil 1978 (Der Anschluß), p. 1034.

exemplarisch ausgewiesen an den Umtrieben im »Salon« des Bankdirektors Fischel, spielen sie untergründig auch in der Gestalt einer stillen Teilhaberschaft eine Rolle. Was waren die Gründe, die patriotische, gegen »Preußen« gerichtete Parallelaktion in der Figur Arnheims mit einem deutschen Teilhaber zu versehen?

Man muß wissen, daß Musil in den politischen Essays nach dem Ersten Weltkrieg von der Notwendigkeit eines Anschlusses Österreichs an Deutschland überzeugt war. Nicht aus nationalistischen Beweggründen, obwohl er, wie die meisten Europäer zu der Zeit, der Sprachenhypothese³⁹ anhing, sondern aus einer pragmatischen Überlegung: sozusagen der Zusammenlegung der Ressourcen, insbesondere, nachdem sich bis zur Überdeutlichkeit gezeigt habe, daß die österreichische Form staatlicher Übereinkunft nicht in der Lage sein werde, sich aus eigener Kraft von der Altlast imperialer und »kolonialer«⁴⁰ Entstehungsbedingungen zu befreien. Mit der »Entfesselung des bürgerlichen Unternehmungsgeistes« hoffnungslos ins Hintertreffen geraten,⁴¹ aus der Zeit der feudalen Landnahme ein Land »der ›persönlichen Beziehungen‹ und der Protektion«, des illegitimen Einflusses des Adels und der Nobel-Bourgeoisie«⁴², »absolutistisch wider Willen«⁴³, durchgängig zu halbherzigen Kompromissen mit den Nationalitäten neigend, bleibe keine vernünftige andere Wahl, als sich dem »preußischen« Purgatorium zu unterziehen. Jedenfalls reiche die übliche Berufung auf die österreichische »Kultur« nicht aus, um der Sogkraft des nationalstaatlich organisierten Deutschland zu widerstehen. Welche Anwendung davon findet sich im Roman? Arnheim fungiert im *Mann ohne Eigenschaften* als deutscher Rüstungsindustrieller und Europäer, der sich, abgesehen vom Wiedererwachen der Seele, für die galizischen Ölfelder und im Blick auf das Geschäft mit dem Pazifismus für die »Militärpolitik« »mit dem Pazifismus« (III 1013) interessiert. Vordergründig, nach Maßgabe des Sujets, erklärt sich sehr einfach, weshalb er zum Teilhaber der Parallelaktion wird. Denn es ist die Salonnière, die »Hof« haltende Dame, die über die Aufnahme in den Salon entscheidet. Und Diotima hatte eine Reihe von Gründen, sich für Arnheim einzusetzen, auf die wir noch zurückkommen werden. Hintergründig, angesichts der Zweckbestimmung des Salons, bleibt es jedoch verwunderlich, daß er regelrecht zum Habitué avanciert. War doch dies zugleich Voraussetzung, um mit dem gegen Diotimas Willen vom Kriegsministerium entsandten General Stumm von Bordwehr zu einer stillen Übereinkunft zu kommen (II 570f.), nachdem jener bereits auf der konstituierenden Sitzung in aller Bescheidenheit die »Idee« einer dringend gebotenen Erneuerung der Artillerie ins Spiel gebracht hatte. Man hat sich in der Forschung meist damit begnügt, auf die satirische Anlage der Handlung hinzuweisen bzw. sich damit zufrieden gegeben, daß das Klischee vom preußischen Parvenu eben zum Repertoire der österreichischen Selbstwahrnehmung gehört. In der Tat ist die satirische Absicht nicht zu verkennen, die sich u.a. darin ausdrückt, daß 1918 das Stichdatum sowohl für das dreißigjährige Regierungsjubiläum Wilhelms II. wie auch für das siebenzigjährige Regierungsjubiläum Franz Josephs I. war, letzteres natürlich nicht mit preußischer Beteiligung, sondern in Überbietung Preußen-Deutschlands zu begehen. Es war jedoch weniger die preußische Beteiligung der Angriffspunkt der Satire, sondern vielmehr die Klassifikation als »preußisch«, überhaupt die alteuropäische Sichtweise oder Vorstellungsbildung, die sich in der Parallelaktion ausdrückte. Nach Musils politischen Äußerungen war viel gegen das Geld und mithin gegen Arnheim, auch viel gegen die Kultur und mithin gegen Diotima, am meisten aber gegen die Fusion von Geld und Kultur im Interesse des Staats oder der Staaten einzuwenden. »Meinungsaustausch, Verkehr, geistige Organisation, kirchliche Gemeinschaft, selbst Sozialismus, dieser aller ›Kraftfelder‹«, heißt es in *Die Nation als Ideal und Wirklichkeit* von 1921 »sind außen viel verdünnter als innen«. »Es kommt dies daher, daß nahezu nur der Staat wirksame ›Organe‹ ausgebildet hat.«⁴⁴ Der Staat rangierte für Musil als Organisationseinheit von der Art der »verhärtete[n] Außenhaut« oder eines »Isolators«⁴⁵, zum Schaden der Wirtschaft und der Kultur wie der Nation. Er konnte auch die Wirtschaft, die Kultur, die Nation vor seinen Wagen spannen, etwa nach dem von Leinsdorf mehrfach zitierten Meineckeschen Prinzip des »gegenseitige[n] Respekt[s] [...] vor der Macht des anderen« (I 171). In diesem Punkt war Musil durchaus Österreicher, daß er die »Idolatrie« des Staates, gleich welcher Couleur⁴⁶, insbesondere aber der preußischen, überhaupt ablehnte. Jedoch ohne im Gegenzug dazu die Kultur, die Nation, die Wirtschaft, geschweige denn eine Mixtur aus alledem in der »Interessenfusion Seele-Geschäft« (I 380) an die Spitze der eigenen Leitorientierungen zu stellen.

Im Mentalen (»Geistigen« und »Seelischen«) lag denn auch der Hauptangriffspunkt der Satire, als Feld habitualisierter Vorstellungsbildungen, die einer Bestandsaufnahme zu unterwerfen



47 Musil 1978 (Die Nation), p. 1076.

48 Weber, Max: Soziologische Grundbegriffe. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen: Mohr 1973, pp. 541-581, hier: p. 553.

49 von Wright, Georg Henrik: Erklären und Verstehen. Frankfurt/M.: Athenaeum-Fischer-Taschenbuch-Verlag 1974, p. 83ff.

waren: ironischerweise mit der Maßgabe, daß dafür der Zeitbogen von 1913/14 bis 1918 zur Verfügung gestanden habe sowie vor allem, als Operationsrahmen von Besitz und Bildung im Schutz der Macht, der literarische Salon. Nicht nur das geänderte Verhältnis von Besitz und Bildung, Besitz und Macht, Macht und Intelligenz mit seinen Auswirkungen auf die zerfallende Konversation, die Schizophrenie der Charaktere und die Fahrlässigkeit des Verhaltens kommt damit in Blick, sondern auch die *ex post actu* gewonnene Einstellung zur Geschichte, die den Blick leitet. Wenn Musil in einem der Aufsätze, rückblickend auf die Zeit des Ersten Weltkriegs, schreibt, man habe »viel gesehen«, aber »nichts wahrgenommen«⁴⁷, dann scheint der *Mann ohne Eigenschaften* gerade diesen Gedanken weiterzuführen. Er entfaltet, was und wie wahrzunehmen gewesen wäre, und zwar nicht erst in der Katastrophe, sondern schon in der Vorbereitung der Katastrophe. Arnheim war nicht nur »Großkaufmann«, sondern auch »Großschriftsteller«. Gerade auf dem zweiten, scheinbar unverfänglichen Metier beruhte die Wahrnehmungshemmung, die satirisch aufs Korn genommen wird. Daß bei dem Portrait im Sinn der detaillierten Charakterstudie bzw. der Darstellung nicht nur eines, sondern mehrerer »denkender Menschen« auch familiale und psychologische Faktoren eine Rolle spielen, versteht sich von selbst. Vor allem handelt es sich jedoch um weltanschauliche, im engeren Sinne kulturelle, speziell literarisch-kulturelle Dispositionen, aus denen sich seine Wirkung und sein Verhalten erklärten, von denen aus seine Wirkung und sein Verhalten aber auch erfunden wurde. Dem Literaturwissenschaftler, gelegentlich auch dem Historiker, Ökonomen, Soziologen und Politologen, kommt es gelegen, wenn er mit Max Weber oder eben auch mit Musil von einer Mitursächlichkeit des Geistigen und Seelischen in der Geschichte ausgehen kann, z.B. den bestimmten Vorstellungen, die in den Köpfen existieren und auf die man sich bezieht, wenn von *dem* Staat, *der* Gesellschaft oder sonst einer Institution die Rede ist⁴⁸. Man kann die Welt der »Formen« ebensowohl individuell resp. »intentional«⁴⁹ vermittelt denken, wie die individuellen Wahrnehmungsweisen und Intentionen institutionell vermittelt. In diesem Sinn mag die Gegenüberstellung von Arnheim und Ulrich keineswegs müßig gewesen sein, haben jedoch auch die anderen Charaktere ihr Gewicht. Etwa die Chuzpe des katholisch erzogenen Realpolitikers im Umgang mit Symbolen, angefangen bei den »aus der Mitte des Volks« kommenden, aufgehört bei der »deshalb von oben« geleiteten Aktion (I 171) oder auch die eher technische und emotionslose Sichtweise des Berufsdiplomaten Tuzzi: Charaktere, die konfessionell oder professionell gegen persönlich zu verantwortende Schizophrenien oder auch Verschleifungen gefeit waren, wie sie vor allem bei Arnheim und Diotima begegnen. Beruflich, als Konzernherr, war Arnheim ein Techniker der Zahlen und des Geldes. Persönlich, nach der Art seines Erlebens und Wahrnehmens, insbesondere wenn er schrieb, war er ein Meister der Seelendiplomatie, die erforderlich ist, um in einer Welt der Einzelinteressen und Spezialisierungen als Ganzer und Ganzes (cf. I 188-190) zu scheitern, beides von geradezu Goetheschem Format. Ausgestattet mit einer »Begabung zur Vorbildlichkeit« (II 387), verstand er sich auf die »Verflechtung ins Bestehende« (388) ebenso gut wie auf die »Besitzergreifung« (I 380), die damit verbunden sein konnte, handhabte er die ausgleichende Konzilianz mit der gleichen Souveränität wie die »geistige Verantwortung«, wußte er »aus sich eine eindrucksvolle Erscheinung zu machen« (II 382) mit dem Effekt, daß sich »diese Einheit« auf sein Denken übertrug (ibid.), organisierte sich sein Erleben und Wahrnehmen um zwei Grundvoraussetzungen: »daß der denkende Mensch immer zugleich auch ein handelnder sein müsse« (ibid.) und daß eben dies »das Geheimnis« sei, die Kraft, aus der »alles Große im Leben« entstehe (I 194). Natürlich war dafür auch der »Mut des Dilettanten« (I 388) vonnöten bzw. das »Talent, niemals in etwas Nachweisbarem und Einzelnem überlegen zu sein, wohl aber durch ein fließendes und jeden Augenblick sich aus sich selbst erneuerndes Gleichgewicht« ohne Probleme »in jeder Lage obenauf zu kommen, was vielleicht wirklich die Grundfähigkeit eines Politikers ist, aber Arnheim war außerdem überzeugt, daß es ein tiefes Geheimnis sei. Er nannte es »das Geheimnis des Ganzen« (I 194). Andererseits gehörte jedoch auch zu dieser Geistesverfassung, daß man das »Geheimnis des Ganzen« nicht nur ständig ausweitete, sondern auch ständig überwachte, einen ausgeprägten Sinn für die eigene Wirkung besaß. Dies hatte zum einen eine zunehmende Verschleifung der Kategorien zur Folge, führte zum anderen aber auch zu einer Ausschaltung zahlloser »Möglichkeiten«, weil »sich selbst gegenüber« zuviel »Wirklichkeitssinn« aufgebracht wurde (I 16-18).

Ein Vergleich zwischen Arnheim und Ulrich unter diesem Aspekt ist meines Wissens noch nicht unternommen worden. Er drängt sich jedoch auf, sobald man bedenkt, daß die Wahrnehmung von Möglichkeiten bereits in der von uns verwendeten Sujet- und Ereignisdefinition indirekt eine

Rolle spielte, Ulrich in der »Einleitung« ausdrücklich über den »Möglichkeitssinn« eingeführt wird, und die Gegenüberstellung von »sehen« und »wahrnehmen« umgekehrt auf das Syndrom nicht wahrgenommener, unter gewissen Bedingungen auch nicht wahrnehmbarer Möglichkeiten zielt. So heißt es im Kapitel 38 *Ein großes Ereignis ist im Entstehen. Aber man hat es nicht gemerkt*, der Mensch sei »heute vor zuviel Gefühls- und Lebensmöglichkeiten gestellt.« Noch nie seien die Menschen so schlecht gegen den »Tausendjährige[n] Glaubenskrieg [...] gerüstet gewesen wie in dieser Zeit, da der Schutt des »vergeblich Gefühlten«, den ein Zeitalter über dem anderen hinterläßt, Bergeshöhe erreicht hat, ohne daß etwas dagegen geschähe« (II 1038). Das Konzept, das Ulrich dagegen entwickelt, war wesentlich an dem Prinzip der exakten Vorstellungsbildung orientiert. »Moral ist Phantasie«, lautete der eine entscheidende Satz und: »Phantasie ist nicht Willkür«; schließlich: »Überantwortet man die Phantasie der Willkür, so rächt sich das« (III 1028). Die Entwürfe, die von der Unterscheidung zwischen »Wirklichkeitssinn« und »Möglichkeitssinn« über die »Utopie des Essayismus« bis zum »Erdensekretariat der Genauigkeit und Seele« reichen, kreisen alle um den einen Punkt, daß nicht die Welt auf das Personsein, sondern das Personsein auf die Welt abgestimmt werden müsse. Und dies im Denken, Vorstellen und Fühlen: nicht nur während der »Haupttageszeiten«, die man gewöhnlich nicht sein »Leben«, sondern seinen »Beruf« nennt, sondern angewandt auf die »ganze« Person. So hätte z.B. mit dem Bewußtsein Ernst gemacht werden können, daß die Handlungen, Verhaltensweisen und Eigenschaften, die jemand erwarb, »mehr zueinander« gehören, nach dem Aufbau der Welt, als zu der Person, die sie ausübt, befolgt oder besitzt (I 148), daß auch das »Haben der eigenen Erlebnisse [...] nur ein Haltungsunterschied« war: »in gewissem Sinn ein Willensbeschluß oder ein gewählter Grad zwischen Allgemeinheit und Personhaftigkeit« (I 149). Oder auch: daß nur ein »Mann ohne Eigenschaften« (I, 44) die »Welt von Eigenschaften ohne Mann« (I 148) repräsentieren und hinreichend wahrnehmen könne, weil er als »Mann ohne Eigenschaften [...] aus Eigenschaften ohne Mann« besteht (I 148). Es empfiehlt sich, an dieser Stelle genau hinzuhören. Die berühmt-berüchtigte Formel meint *nicht*, daß der Mann ohne Eigenschaften *keine* Eigenschaften hätte – im Gegenteil: Er hat mehr als einer gewöhnlich hat und darunter auch widersprechende –, wohl aber, daß sie nicht zu ihm gehören oder ihm gehören, sondern zur Welt, seine Weise der Teilhabe am Geschehen, an der Welt, darstellen. Was nicht bedeutet, daß er nicht über sie auch Einfluß auf das Geschehen, die Welt nehmen könnte oder daß er sie nicht kontrollieren könnte. Wiederum trifft das Gegenteil zu: Gerade weil es nicht seine Eigenschaften sind, auf mysteriöse Weise in ihm zu einem »Ganzen« verbunden, sich selbst über eine geheime Korrespondenz regulierend, kann er sie umso besser einer objektiven, welt- und geschehenszugewandten Kontrolle unterwerfen, indem er ihnen, wie es im Kapitel 61 über die *Utopie des exakten Lebens* heißt, durch eine Herauslösung aus den »festen Verhältnissen des Inneren, welche durch eine Moral gewährleistet werden« (I 247), »Entwicklung« gibt (I 248). Es kommt so – in der Abstimmung auf das Geschehen und die Welt – zu einem »genaue[n] Tun und Sein« – allerdings um den Preis, daß er sich selbst zur »Utopie« (I 247) oder wie es an anderer Stelle heißt, zum »Gleichnis« (I 138), zur freigesetzten »Möglichkeit« (I 246) wird: ein Mensch oder Mann, der »sich selbst gegenüber keinen Wirklichkeitssinn aufbringt« (I 18), dafür aber der Welt und dem Geschehen gegenüber, indem er zugleich mit den »festen Verhältnissen« der Moral das »anthropozentrische[...]« Verhalten zur Welt auflöst (I 150). »Früher«, heißt es im Kapitel 39, ist der Mensch »mit besserem Gewissen Person gewesen [...]. Heute dagegen hat die Verantwortung ihren Schwerpunkt nicht im Menschen, sondern in Sachzusammenhängen« (I 150). Auch hier empfiehlt es sich, genau hinzuhören; denn es ergibt sich daraus, daß man persönlich nur unter der Voraussetzung sein kann, daß man die Persönlichkeit preisgibt, nicht wie es in dem von Arnheim gewählten Bild ausgedrückt ist, bloß die »Zinsen« statt das »Kapital« gibt (511), weil man »sich selbst gegenüber« einen hinreichend ausgeprägten »Wirklichkeitssinn« besitzt. Besitzt man ihn, spekuliert man eher »à la baisse« als »à la hausse« (II 410), versucht man, mit dem Pazifismus Rüstungspolitik zu treiben, zumal wenn dies im Schutz einer gleich mehrfach abgesicherten Bedeckung geschehen kann.

Arnheim war von Diotima als »Europäer« in den Salon aufgenommen worden, zwar auch umgeben vom Glanz seiner ökonomischen Potenz, jedoch vor allem aufgrund seiner geistig-seelischen und kulturellen Ambitionen, die mit ihrem Enthusiasmus für die Seele und die österreichische Kultur, genauer: die »alte österreichische Kultur«, trefflich zusammenstimmten, bis zu einem gewissen Grad aber auch der Parallelaktion jedenfalls nicht im Weg standen. Ulrichs Reflexionen zu diesem Punkt, einschließlich der Äußerung in Kapitel 116, man müsse »ungefähr



50 Anderson 1996, p. 15ff.

51 Musil 1978 (Der Anschluß),
p. 1041.

52 Ibid.

53 Ibid.

das tun, was notwendig wäre, wenn ins Jahr 1918 der Jüngste Tag fiele« (I 596), stellen nur die inoffizielle, wenn auch nicht völlig resonanzlose Sichtweise dar. Sie betreffen das »Europäertum« ebenso wie den »Nationalismus«. Wenn die Nation nach der heutigen Forschung eine *imagined community*⁵⁰ war, dann ist auch Europa, als Gleichgewichtssystem der Nationen, eine *imagined community* gewesen. Die Frage war eben nur: wie und in welchen Kategorien »imagined«? Daß Europa im Sinne Tuzzis als Europa der Staaten vorgestellt werden könne, schied nach Musils Auffassung von der Resorbtionskraft des Staates aus. Blieb noch die Vorstellung einer kulturellen Einheit Europas, wenn man in Rechnung stellt, daß für die Vorstellung einer wirtschaftlichen und militärischen Integration nach 1918 wie 1913/14 alle Voraussetzungen fehlten. Wie sollte aber die kulturelle Einheit aussehen? »Es ist die Wirklichkeit, welche die Möglichkeiten weckt« (I 17), heißt es in Kapitel 4 der *Einleitung*. Auf welche Wirklichkeit konnte man zurückgreifen? Vor allem hätte man zwischen den Sektoren der Kultur unterscheiden müssen sowie, wenn man diese Unterscheidung überhaupt in Erwägung zog, auf überlegte Weise zwischen Kultur und Zivilisation. Diotima und Arnheim hatten, den letzten Punkt betreffend, eine entschiedene Meinung. Zwar bot die Salongeselligkeit schon ein gewissermaßen angefressenes Bild, indem »Diotimas Gesellschaften [...] berühmt dafür« waren, »daß man dort an großen Tagen auf Menschen stieß, mit denen man kein Wort wechseln konnte«, weil sie in ihrem »Fach« zu spezialisiert waren (I 100), und änderte sich dieser Zustand auch keineswegs mit der generellen Aufgabenstellung der Parallelaktion, indem lediglich, hervorgehoben durch die Aussicht auf Gehör, die Autoreneitelkeit hinzukam. Als wenig hilfreich erwies sich auch »das Element der praktisch angewandten Ideen« (I 100), das Diotimas Salon besonders auszeichnete: Früher einmal als »Laienelement« um die Religion geschart, war es heute, »wo die Gotteswissenschaften durch Nationalökonomie und Physik verdrängt« waren, in der Gestalt von »Bankdirektoren, Technikern, Politikern, Ministerialräten und den Damen wie Herrn der hohen und der ihr angeschlossenen Gesellschaft« (ibid.) vertreten. Es führte ebenfalls zu keiner Lösung, indem die »religiöse Einheit des menschlichen Tuns«, an die Graf Leinsdorf wie Diotima oder auch Arnheim dachten, durch ein solches Surrogat nicht zurückzugewinnen war. Allerdings auch durch die Geselligkeit als solche nicht und auch nicht durch irgendeine Gestalt der in ihr noch mitgegenwärtigen, »alten« Kultur. Im Text heißt es: »im Grunde« entspringe »alle solche gewaltsame Geselligkeit [...] dem Bedürfnis, eine menschliche Einheit vorzutauschen, welche die so sehr verschiedenen menschlichen Betätigungen umfassen soll und niemals vorhanden ist. Diese Täuschung nannte Diotima Kultur und gewöhnlich mit einem besonderen Zusatz die alte österreichische Kultur« (I 101). Arnheim teilte diese Einschätzung; war er doch »in diese alte Stadt nur gekommen, um sich im Barockzauber alter österreichischer Kultur ein wenig vom Rechnen, vom Materialismus, von der öden Vernunft eines heute schaffenden Zivilisationsmenschen zu erholen. Es sei eine so heitere Seelenhaftigkeit in dieser Stadt – hatte Diotima erwidert« (I 109). Damit war *in nuce* schon bei der ersten Begegnung das gesamte Gegenprogramm einer wiedererwachenden »Seele« (ibid.) aus den Bestandteilen der »Kultur« in deutsch-österreichischer oder preußisch-österreichischer Arbeitsteilung gegeben, dem Musil nicht nur in den Essays – u.a. zu Spengler – äußerst skeptisch gegenüberstand.

Nicht daß er nichts oder wenig von der Kultur gehalten hätte; sie sei aber im Verhältnis zur wirtschaftlichen Effektivität, politischen Umsetzung und gesellschaftlichen Wahrnehmung, nicht nur an sich, zu betrachten. So bestehe z.B. der »Kulturwert des Staats«⁵¹ in den kulturellen Einrichtungen (Bibliotheken, Universitäten, Theatern, Schulen etc.), die er vorhält, deren Güte, Anzahl und Zugänglichkeit. Der Kulturwert der Gesellschaft sei in den persönlich praktizierten »Lebensform«, dem »guten Stil« oder der »Lebenskultur« greifbar.⁵² Daneben, als Wurzelgrund dieser beiden, gebe es die »geistige Kultur«, die Orientierung an allgemeinen Ideen und Werten⁵³. Einschließlich der staatlichen Kultur, die durch die Hofmuseen und das Burgtheater vertreten ist – die kirchlichen Einrichtungen, das Hofzeremoniell und die Diskretion der Beamten würde man nach Musil vielleicht anders einordnen müssen –, doch mit einem deutlichen Akzent auf der »Lebenskultur«, während bei der »geistigen« eine gewisse Unsicherheit zu vermerken ist, finden wir alle Sektoren auch in Diotimas Vorstellung vertreten. Es heißt im Text:

Sie verstand darunter [unter der alten österreichischen Kultur, H.T.]: Die schönen Bilder von Velasquez und Rubens, die in den Hofmuseen hingen. Die Tatsache, daß Beethoven sozusagen ein Österreicher gewesen ist. Mozart, Haydn, den Stefansdom, das Burgtheater. Das von Traditionen schwere höfische Zeremoniell. Den ersten Bezirk, wo sich die elegantesten Kleider- und Wäschegegeschäfte eines Fünfzigmillionenreichs

54 Ibid., p. 1039.

55 Ibid.

56 Ibid., p. 1041.

57 Ibid.

58 Ibid., p. 1039.

59 Musil, Robert: Geist und Erfahrung. Anmerkungen für Leser, welche dem Untergang des Abendlandes entronnen sind. In: Ders.: Prosa 1978, pp. 1042-1059, hier: p. 1057.

60 Ibid.

zusammengedrängt hatten. Die diskrete Art hoher Beamter. Die Wiener Küche. Den Adel, der sich nächst dem englischen für den vornehmsten hielt, und seine alten Paläste. Den, manchmal von echter, meist von falscher Schöngestigkeit durchsetzten Ton der Gesellschaft (I 101).

Hält man die Musilschen Äußerungen von 1918 dagegen, dann fällt auf, daß er – im österreichischen Rahmen – die »österreichische Kultur« für einen »perspektivischen Fehler des Wiener Standpunkts« hielt: »Es gab viel Provinz in Österreich« und »die österreichische Kultur« war eine Spezialität der Deutschösterreicher⁵⁴, daß hinsichtlich der »geistigen« Kultur für ihn jedoch die gleiche Schwierigkeit der Nationalisierung bestand, insofern es eigentlich Leistungen weniger »reichsdeutsche[r]« oder österreichischer, sondern »einfach deutsche[r] Kultur«⁵⁵ waren. Hinsichtlich der staatlichen Kultur wird die ins Auge springende Leistungsschwäche auf allen modernen Gebieten im Vergleich zu Deutschland betont.⁵⁶ Eine beträchtliche Höherstellung läßt Musil jedoch im Feld der persönlichen »Lebenskultur« gelten und zwar ebenfalls im deutsch-deutschen internationalen Vergleich: »Zugegeben, daß von der persönlichen Form Österreich besonders viel hatte, so hatte es doch von der geistigen, der eigentlichen Kultur besonders wenig.«⁵⁷ Gleichwohl sei es ziemlich »naiv«, »die österreichische Kultur« als Spezialität des »nationalen Mischstaats« gegen die »deutsche [...] »Zivilisation« ausspielen zu wollen.⁵⁸ Kultur und Zivilisation seien in der Tat nach dem Kriterium einer einheitlichen »Ideologie [...] und Lebensform« (die Kultur) bzw. eines »diffus gewordenen Kulturzustands« (die Zivilisation) aufeinander bezogen zu denken. Allerdings, die Zivilisation betreffend, vernünftigerweise unter dem Gesichtspunkt der wachsenden »Anzahl daran beteiligter Menschen« sowie der damit verbundenen »technischen« Naturbeherrschung. Die Zivilisation untersteht nach Musils organisationssoziologischem Ansatz als Werk der Gesellschaft, bezogen auf die Kultur, demselben Gesetz wie der Staat, als Werk der »Nation«, bezogen auf die Natur: »ein sehr kompliziertes – sehr viel Intelligenz forderndes, aber auch schluckendes – System sozialer« bzw. politischer »Beziehungen«⁵⁹. Man dürfe das »große, besonders aus der Ferne geschlossen wirkende« Ganze »von Mythos und Religion« nicht für eine unmittelbar gegebene »Wesenheit« nehmen, heißt es in den Bemerkungen zu Spenglers *Untergang des Abendlandes*, demgegenüber »dann der Verstand, das Zivilisationsgrundsymptom, eine etwas klägliche Unsicherheit und Indirektheit« besitzt.⁶⁰ Sondern man müsse sich auf die prismatische Brechung durch die Intelligenz verstehen: im Verhältnis zur Kultur als Wahrnehmungsfeld der Gesellschaft ebenso wie im Verhältnis zur Natur als Wahrnehmungsmodus der Nation. Beide, Nation und Gesellschaft spielen im *Mann ohne Eigenschaften* auf der Bühne des Salons ihre vorgeschriebene Rolle, allerdings, je weiter der Text fortschreitet, desto mehr nach einer schon nicht mehr aktuellen Partitur.

Im Blick auf Ulrichs Reflexionen hatte Musil »Wien« resp. »Kakanien« als »überamerikanische Stadt« exponiert (I 31), d.h. als einen Wahrnehmungsraum, der – wie der Salon –, die Veränderung, das Neue im Alten, sichtbar macht. Diotima und Arnheim, aber auch Leinsdorf und überhaupt die Parallelaktion, gehen den umgekehrten Weg. War die Parallelaktion zunächst nur als Friedensproklamation geplant, allerdings im preußisch-österreichischen Gegensatz und vom Militär wie von Arnheim rüstungspolitisch genutzt, so wurde daraus durch den Einfall eines Journalisten (man vergleiche das vorausgegangene Kapitel vom »unzureichenden Grund [...]« (I 133), noch vor der ersten, konstituierenden Sitzung das »Österreichische [...] Jahr« (I 138) mit einer Flut von Zuschriften für alle möglichen Bedürfnisse und Reformen, jedoch ohne leitende, einigende »Idee«. Es sei denn, man hätte sich damit angefreundet, Diotimas Einfall auf der konstituierenden Sitzung zur Grundlage zu nehmen, mit dem sie für die Beteiligung Arnheims als »Europäer« eintrat:

[D]as wahre Österreich sei die ganze Welt. Die Welt, erläuterte sie, werde nicht eher Beruhigung finden, als die Nationen in ihr so in höherer Einheit leben wie die österreichischen Stämme in ihrem Vaterland. Ein Größer-Österreich, ein Weltösterreich, darauf habe sie in diesem glücklichen Augenblick Se. Erlaucht gebracht, das sei die krönende Idee, die der Parallelaktion bislang gefehlt habe (I 174).

Zwar mußte die Salonnière im Verlauf der Wochen und Monate einsehen, daß ihr die Idee des weltösterreichischen Jahrs, als Jahr, das »die österreichischen Nationen als Vorbild der Nationen der Welt darstellen sollte« zwar klar vor der Seele stand, und daß dann »nichts anderes nötig war, als zu beweisen, daß der Geist in Österreich seine wahre Heimat habe«, daß dies aber »für die Köpfe der Schwerfälligen«, etwa Leinsdorf, der sich als Realpolitiker fühlte und eher nach



61 Wilhelmy 1989, p. 469.

62 Ibid. Im Sinne Andersons jedoch über die Nation hinaus ausgeweitet.

dem Vorbild Bismarcks an die Sache heranzugehen suchte, das heißt über Zuschriften und Ausschüsse, keineswegs ausreichte, sondern daß es für sie »noch eines besonderen Inhalts bedurfte«, weshalb sie sich auf die Bibliotheken warf und den verwirrenden Weg durch das Ideengestrüpp der im engeren Sinn »geistigen Kultur« antrat. Wie es im übrigen auch ihr und Leinsdorfs geheimer Gegenspieler, General Stumm von Bordwehr machte, der sich schon gleich zu Beginn in aller Zurückhaltung für die Erneuerung der Artillerie ausgesprochen hatte und nun seinen Plan ebenso hartnäckig wie Diotima den ihrigen durch die dornigen Leinsdorfschen Auflagen hindurch verfolgte. Im Grunde hatte Diotima den Nagel jedoch bereits auf den Kopf getroffen. Ihre enthusiastisch ergriffene Idee oder besser: die Idee, von der sie enthusiastisch ergriffen wurde, war ein getreuer Ausdruck der Wirklichkeit, aus der sie aufstieg. Sie faßte die Möglichkeit in Gedanken, die von der Wirklichkeit »geweckt« werden konnte. »Weltösterreich«, das war als Programm und als Illusion die binneneuropäische Internationalität ohne Nationen nach österreichischem Vorbild von vor 1867 oder besser: von vor 1815: als *Pax Austria* in der Tradition des »Reichs«, gestützt auf die *translatio imperii et studii*, die auch hinter dem Vermächtnis des *Ancien régime*, der *république de lettres* und der »guten Gesellschaft« wie des Absolutismus stand und für die dann auch der literarische Salon den Vorwand oder das Sujet zum Zweck des Erscheinens sein mochten.

Ich komme zum Schluß: Musil wollte kein »Historienbild [...] malen und mit der Wirklichkeit in Wettbewerb [...] treten« (I 170), sondern ein »Ereignis« in der Wahrnehmung nicht nur eines, sondern einer Konfiguration beteiligter »denkender Menschen« darstellen. Er bediente sich zu diesem Zweck des Salons als eines ebenfalls beteiligten Sujets. Werfen wir zum Schluß noch einmal den Blick auf die Kultur- und Sozialgeschichte des Salons, dann läßt sich sagen, daß der Salon eine durchaus überzeugende Sujetwahl war. Ferner, daß wir im Roman eine Utopie des Musilschen Typs zu Ende gebracht sehen, in den Worten Wilhelmys mit einem spürbar romantischen Akzent: die Utopie eines »nach individueller Vollendung strebenden, auf gegenseitige Förderung bedachten harmonischen Zusammenlebens« auf »beschränktem Raum«⁶¹, jedoch von internationaler, zumindest europäisch-internationaler Geltung. Wie die *res publica litteraria* und die gute Gesellschaft des *Ancien régime* zählte auch die Institution des Salons zu den »Integrationsinstrumenten« einer *imagined european community*.⁶² Er bot sich als Ort, als Kulturmuster und als Sujet geradezu an, um die literarische Utopie eines »wahrgenommenen« kulturellen Umbruchs zu plazieren. In Hinblick auf die Musilforschung wäre dann aber festzuhalten, daß sich Musil an den Bedingungsrahmen des Sujets hielt, wenn er den Text als literarische Utopie nicht über den erreichten Stand eines »bewaffneten Ideenfriedens« zwischen »Besitz und Bildung« hinausführte. Als gelebte Utopie im Sinn der Freisetzung verdeckter Wahrnehmungsmöglichkeiten trifft der Roman an verschiedenen Stellen ins Schwarze. So etwa in dem Moment, als Ulrich den »unsinnigen Versuch« unternimmt, zu »tun, was notwendig wäre, wenn ins Jahr 1918 der Jüngste Tag fiele, der alte Geist abgeschlossen werden und ein höherer beginnen solle«, nämlich vorschlägt, im »Namen Seiner Majestät ein Erdensekretariat der Genauigkeit und Seele« zu gründen (II 596f.). Die Verblüffung war perfekt: »Während er so sprach, schien es ihm, daß allen nicht nur die Augen aus den Höhlen traten, sondern vor Überraschung sogar die ganzen Oberkörper aus den Sitzflächen« (ibid.). Leinsdorf, der am Beginn der Sitzung die Feststellung getroffen hatte, daß »alles, was ein Symbol« sei, »nach und nach etwas Wahres werden« müsse, um dann, gewissermaßen unfreiwillig satirisch auf den Hiatus zwischen Symbol und Wirklichkeit zu sprechen zu kommen:

[S]olange es ein Symbol ist, lasse ich mein Gemüt davon erregen und weiß noch gar nichts, aber später wende ich mich von dem Spiegel meines Gemüts ab und tue etwas ganz anderes, was inzwischen meine Billigung gefunden hat (II 583f.).

Leinsdorf pflichtete ihm bei, obwohl er »während der ganzen Zeit, ehe er das sagte, Ulrich nur mit einem fassungslosen Ausdruck angestarrt« hatte (I 597). Er widersprach dem landwirtschaftlich-grundadeligen Vergleich, den Arnheim ihm als goldene Brücke gebaut hatte, um »den Unterschied zwischen Gedanken mit und ohne Verantwortlichkeit« nicht verloren gehen zu lassen. Was Leinsdorf dachte bzw. sagte, kam aus seiner angepaßten gutsherrlichen ökonomischen Praxis, mit Ulrich zu sprechen, aus seinem genauen »Tun und Sein«, das sich ihm plötzlich als »Analogie« zu dem Vorschlag anbot.



63 Lotman 1972, p. 327f.

64 Gadamer 1960, p. 84ff.

65 Ibid., p. XVI.

Ich versteh den Herrn Doktor schon ganz gut [...]. Früher sind die Menschen in die Verhältnisse, die sie vorgefunden haben, hineingewachsen, und das war eine verlässliche Art, in der sie zu sich gekommen sind; aber heute, bei der Durcheinanderschüttelung, wo alles von Grund und Boden gelöst wird, müßte man schon sozusagen auch bei der Erzeugung der Seele die Überlieferung des Handwerks durch die Intelligenz der Fabrik ersetzen. (II 597)

Nach der Fiktion des Romans führte diese Niederlage zu Arnheims Vorstoß, sich gewissermaßen per Adoption mit Ulrich zu arrangieren. Es war jedoch ein Manöver, das kaum noch ernsthaft erwogen werden konnte, und das Arnheim auch bereitwillig wieder auf sich beruhen ließ. Die Zeit der Liaison von Besitz und Bildung war abgelaufen und mit ihr auch die Zeit der Salons. Sowohl Ulrich wie auch Arnheim standen bereits außerhalb der »Grenzen« des semantischen Feldes⁶³, das Handlungsorientierungen für eine begrenzte Anzahl vorhersehbarer Fälle bot. Sie standen im Sog eines von ihnen mit vorbereiteten »Ereignisses«, das sich mit den überkommenen Instrumenten der *imagined european society* wahrnehmen, aber nicht mehr manipulieren ließ. Ob eine Wiederverwendung auf die nächst höhere Stufe der »gesellschaftlichen Idealbildung« erfolversprechender sein konnte, ob nicht, war nicht zuletzt auch eine Frage der ästhetischen Wahrnehmung,⁶⁴ die als Frage der Wahrnehmung des »ästhetischen Humanismus«⁶⁵ allerdings ein noch weiter zurückliegendes Kapitel der europäischen Literaturgeschichte aufschlagen würde: die Geschichte und Fortschreibung der *res publica litteraria*, die das Thema eines anderen Beitrags oder auch einer anderen Konferenz wären.



Prof. Dr. Horst Turk ist Professor am Germanistischen Seminar der Georg-August-Universität Göttingen, Leiter der Kooperation Göttingen-New Delhi/Indien gemeinsam mit Prof. Bhatti, seit 1985 Leiter des Germanistischen Teilprojektes im Sonderforschungsbereich 309 »Die Literarische Übersetzung«, Leiter des PROCOPE-Projekts Göttingen-Paris gemeinsam mit Professor Valenti, seit 1991: Leiter der osteuropäischen Kooperation Göttingen-Thorn-Szeged gemeinsam mit Prof. Sauerland und Prof. Bernát, seit 1992 Leiter der Kooperation Göttingen-Tblissi/Georgien gemeinsam mit Prof. Kartosia, von 1997-1999 Leiter des Germanistischen Teilprojekts im Sonderforschungsbereich 529 »Internationalität nationaler Literaturen«.